

9. Miscellen.

1. Das Verspäten der Vögel beim Frühling= und Herbstzuge. — Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß die Vögel auf ihrem Wiederzuge im Frühling durchaus, was Tage und oft Wochen anbetrifft, keine Regelmäßigkeit zeigen, indem sie in diesem Jahre früher, in jenem später kommen, ¹⁾ und man hat wohl mit Recht diese Erscheinung durch die Zufälligkeiten zu deuten gesucht, denen sie auf ihrer Reise ausgesetzt sind. Wir können uns oft nicht erklären, warum, wenn das Wetter schön und milde bei uns ist, die ersten Verkünder der besseren Jahreszeit, die Kibitze, Staare, Bachstelzen u. noch immer nicht kommen wollen, aber wir bedenken nicht, daß dieselben günstigen Verhältnisse für die ersehnten Sommergenossen nicht allenthalben obwalten. Während hier die Sonne freundlich lächelt, liegt vielleicht nur wenige Meilen südlicher noch eine dicke kalte Schneemauer, vor der die furchtsamen Kinder milderer Lüfte ängstlich zurückweichen, weil sie nicht wissen können wie es in der Heimath, die dahinter liegt, aussieht, ob sie da schon ihren Tisch gedeckt und ihre Wohnung bereitet finden. Man darf wohl annehmen, daß alle Wandervögel im Allgemeinen immer ziemlich genau zu derselben Zeit, ihre Winterwohnungen verlassen, denn diese Periodicität zeigt sich deutlich im rege werdenden Wandertriebe der Stubenvögel, daß aber Umstände, herfließend aus Wind und Wetter, ihre Reise be-

¹⁾ So erschien z. B. der erste Storch bei Neubrandenburg im J. 1842 am 14 April, 1846 am 22 März, 1847 am 18 März, 1848 sogar schon am 13 März.

schleunigen oder verzögern. Schwieriger aber ist jedenfalls die Frage zu lösen: warum verspäten sich zuweilen einzelne Individuen bei uns und bleiben in gelinden Wintern oft ganz hier, da sie dadurch doch offenbar ihrer Natur Zwang anthun müssen? wie nähren sie sich? wie ertragen sie die ihnen so empfindliche Kälte? So sah ich am 24 Novbr. 1846 von meinem Fenster aus einen der zarteren Wurm-fresser, wahrscheinlich, wenn mein Gesicht mich nicht täuschte, eine *Silvia hortensis*, am 15 und 18 Decbr. desselben Jahres eine Heckenbraunelle, am 11 Januar 1848, nach den vielen kalten Tagen dieses Winters, eine Beccassine (*Scolopax gallinago*). Alle drei waren glatt und munter und schienen wenig gelitten zu haben und zu leiden. Auch hier, das ist meine Ueberzeugung, rufen immer mit Nothwendigkeit zwingende Gründe, etwa Krankheit oder Lähmung der Flugwerkzeuge oder Verirrung diese merkwürdige Erscheinung hervor, denn die Natur verläßt nie ohne Noth und ohne durch mächtige Impulse getrieben zu sein, die einmal bezeichnete Bahn.

Wie nähren sich aber die Unglücklichen, die also unfreiwillig im kalten Norden festgehalten werden, und wie schützen sie sich gegen die ungewohnte Kälte? warum reisen sie nicht noch dann, wenn die Ursachen ihrer unnatürlichen Gefangenschaft weggeräumt sind, wie dies bei den Obenge-nannten offenbar der Fall war, die da munter und gewandt zu fliegen vermochten?

Die *Scolopacidae* finden ihre Nahrung an den warmen Quellen, die den ganzen Winter offen sind und wo sich immer Insecten und oft in Menge finden, weil sie sich an diesen einzelnen günstigen Stellen concentriren, aber die anderen

Wurmfresser können nur existiren, indem sie Puppen aus den Ritzen der Bäume sammeln, nachgebliebene Beeren aufsuchen und wenn dies alles, wie es oft kommen wird, nicht ausreicht, zu den ihnen von Natur widerstrebenden Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, wie wir dies auch wirklich am Rothkehlchen, das bei Kloaken und Gassen seinen Schmaus hält, sehen. Immer ist gewiß, wenigstens zuletzt, das Leben ein sehr kümmerliches und die wenigsten dieser armen Hungerleider erreichen sicher den Frühling, nur selten wohl begrüßt einer die heimkehrenden Genossen, die in besseren Zonen mit angeborenem Leichtsinn die Tage verbubelten.

Was nun die Ausdauer unter Kälte und Regen bei Thieren anbetrifft, die uns als sehr zart und empfindlich bekannt sind, so meine ich, daß die Natur sich auch hier, wie immer, ihrer verlassenen Kinder annimmt und diesen Vögeln nach und nach im Spätherbste eine dichtere Bekleidung wie gewöhnlich giebt, auch sie lehrt in Ecken und Winkeln, Schilf und Rohr, Dächer und Mieten eine gemächliche Zuflucht zu suchen. Das Meiste in dieser Beziehung aber thut wohl die allmähliche Gewöhnung, die ja auch den Nordländer in der glühenden Hitze des Aequators erhält, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß der Mensch vorzugsweise die Eigenschaft besitzt allenthalben auszudauern und sich wohl zu fühlen.

Wandern und flüchten in die gewohnten besseren Gegenden mögen die Vögel, wenn es alte sind, darum nicht, weil ihre natürliche Furchtsamkeit sie abhält, das aufzugeben, was sie haben, so wenig es auch sein mag, und bekannte Gegenden unter solchen Umständen mit unbekanntem zu vertauschen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß in alten

Vögeln, wenn die Zeit der Wanderschaft vorüber ist, auch die Lust und der Trieb dazu gänzlich ersterben.

Dr. H. Schenck.

2. Die Lewitz in naturhistorischer Rücksicht. Manche Gegenden unseres Heimathlandes sind für die Wissenschaft noch wenig oder gar nicht ausgebeutet, sei es nun weil zufällig kein Freund und Kenner der Natur sie zu durchwandern Gelegenheit hatte, oder weil die Untersuchung derselben mit Schwierigkeiten und Beschwerden verbunden war, die den wenigen Forschern, die Mecklenburg bis dahin hatte, sie schon aus Gesundheitsrückichten unthunlich machte. Zur letzteren Kategorie gehört vielleicht die Lewitz, diese bedeutende Bruch- und Wiesenfläche, mit Hartungen, Horsten und Liezen abwechselnd, die an einzelnen Stellen eine fast tropische Vegetation zeigt. Welch reiche Fundgrube für den Ornithologen, Entomologen und besonders Botaniker ist sie wohl, wie viel bis dahin Unbekanntes enthält sie gewiß in ihren weitentweit sich hinstreckenden Weichholzwaldungen? Ich bin ein Anwohner dieser interessanten Gegend und habe schon lange die Idee einer eigenen *Fauna Lewitziana* gefaßt, traue jedoch meinen Kräften, namentlich in botanischer Hinsicht zu wenig. Gerne jedoch würde ich helfen und fördern, wenn Jemand Lust und Kraft hätte, mit mir zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Brücher zu durchwatzen und die Wiesen zu durchforschen. Die Wissenschaft würde dadurch sicher gewinnen, wenn auch nicht an Umfang doch an Verständniß.

Dr. H. Schenck.

3. Hexen- oder Feenringe. — Manche Erscheinung in der Natur hat den einfachsten Grund und gränzt doch an das Wunderbare, und das größte Wunder dabei ist, daß Jahrhunderte verflossen sind, ohne jenen Grund zu finden, so leicht dies auch an sich sein mochte. Entweder sind solche Dinge zufällig dem prüfenden Blick des Forschers entgangen, oder man hat, wie dies oft geschieht, künstliche, zusammengesetzte Hypothesen aufgestellt, und dabei die einfache, naheliegende Wahrheit übersehen, eben weil sie zu einfach war. Dies möchte sich im vollen Maaße auch anwenden lassen auf jenes merkwürdige Phänomen, welches das Volk allenthalben in Deutschland Hexen- oder Feenringe nennt, nach seiner Gewohnheit, alles einer übernatürlichen Wirkung zuzuschreiben, wenn die Ursache nicht gleich zu finden ist. Ich meine jene merkwürdigen Kreise, die sich auf Wiesen, Grasplätzen und bloßen Stellen in Nadel- und Laubwäldern nicht eben selten finden, und die auch dem sonst gegen solche Erscheinungen Gleichgültigen nicht leicht entgehen können, da sie durch ihre außerordentliche Regelmäßigkeit, durch lebendige Farbe und scharfe Begränzung sogleich in die Augen fallen. Es sind nämlich Kreise von verschiedenem, bald größerem, bald geringerm Durchmesser von 4, 8, 12 Fuß, die mit dem schärfsten, genauesten Instrument geschlagen zu sein scheinen, in deren Innern die Vegetation ganz erstorben ist und wie verbrannt aussieht, während die Peripherie sie in der üppigsten Fülle und im dunkelsten, saftigsten Grün zeigt. Ich fand jene Kreise zuerst auf dem Gute Steinhagen bei Neubuckow in einem Tannenväldchen, und dachte und forschte viel über ihre Entstehung, konnte mir dieselbe aber nicht erklären. Die Sache schien mir so interessant, daß ich sie der diesjährigen

Versammlung unseres Vereins in Sternberg vortrug, um vielleicht durch sie eine Aufklärung in der Sache zu veranlassen. Allein keiner der anwesenden Herren hatte Gelegenheit gehabt, diese Kreise zu beobachten, und ich hatte schon den Vorsatz gefaßt, öffentlich in diesem Blatte eine Frage darüber zu stellen, als mein Freund, der Herr Apotheker Timm zu Malchin mir in einer freundlichen Zuschrift die Anzeige machte, daß er denselben Gegenstand im Archiv der Pharmacie Band LIV. S. 2. S. 236 Mai 1848 verhandelt gefunden habe, und mir zugleich die bezügliche Stelle in Abschrift mittheilte, die ich hier folgen lasse:

„Botanische Gesellschaft von Edinburg den 14. Januar: Vorgelesen wurde eine Abhandlung vom *Dr. G. Wilson* über die Hengenringe, in welcher derselbe zeigte, daß die chemische Theorie über den Ursprung dieser merkwürdigen Kreise, welche vom Prof. Wah bei der Sitzung der *Brit. Association* zu Southampton im Septbr. 1846 vorgetragen war, identisch sei mit der von Wollaston in den *Philos. Transact.* schon 1807 aufgestellten. *Dr. Wilson* zeigte an, daß eine Analyse verschiedener Pilze von Schloßberger und Döpping schon lange vor Mr. Wah's Bekanntmachung der seinigen ausgeführt sei und daß ihnen daher auch die Anerkennung werden müsse, daß sie Bestätiger der Wollaston'schen Ansichten und Vorgänger von Prof. Wah's Nachweis für die Wahrscheinlichkeit der chemischen Theorie bei den Hengenringen seien. Prof. Wah bleibe das doppelte Verdienst, einmal *Agarici*, von solchen Hengenringen entnommen, analysirt zu haben, und andern Theils, eine qualitative und quantitative Analyse der Asche dieser Pilze gegeben zu haben. *Dr. Balfour* macht über die Ansichten der Botaniker über centrifugale Entwicklung auf-

merklich und versucht zu zeigen, daß die Vereinigung botanischer und chemischer Theorien nothwendig sei, um das Phänomen der Herenringe zu erläutern. *Dr.* Flemming zeigte, daß eine der Theorien genüge, die Erscheinung in allen Fällen zu erklären, und deutete auf solche Kreise von *Agaricus oreoides* hin, bei welchen keine Veränderung im Grase stattfunden habe. *Sir* W. Jardine stimmte mit *Dr.* Flemming überein und bemerkte, daß das Wachsen der Pilze auf freien Plätzen öfter nicht in kreisartigen, sondern in verschiedenartigen Formen stattfinde, und ohne das Ansehen des Grases zu verändern. Er setzte dann noch kurz die Punkte aus einander, welche noch genauere Bestimmung erforderten, und legte den Botanikern die Wichtigkeit der Beobachtung ans Herz.“

Später nun und zwar erst jüngsthin, fiel mir die allgemeine deutsche naturhistorische Zeitung in die Hände und ich fand dort im ersten Jahrgange 1846 im 3. H. S. 294 von J. Müller über denselben Gegenstand eine Notiz, welche das Vorausgehende deuten und die ganze Erscheinung hinreichend erklären möchte, weshalb ich diese Stelle, wörtlich wie sie sich dort findet, hier folgen lasse, da mancher Leser unseres Archivs vielleicht keinen Zugang zu jener Zeitung haben könnte:

„Die Annalen für Chemie und Pharmazie von Wöhler und Liebig (April 1846 S. 91) enthalten einen Aufsatz von Prof. *Dr.* Schloßberger: „Ueber die düngende Kraft der Schwämme, nach einem Experiment, das die Natur geliefert“. Dem Verfasser dieses Aufsatzes war während seines Aufenthalts in Edinburgh eine 40 Jahr alte Abhandlung des verdienstvollen Forschers Wollaston in die Hände gekommen,

welche die betreffende Erscheinung behandelt. Wollaston fand nämlich an der äußern Umgränzung solcher Ringe, wenn sie zur passenden Jahreszeit beobachtet werden, stets gewisse Pilze wuchern. Hieraus und aus der ferneren Beobachtung, daß diese Ringe sich nach der Peripherie hin, je nach der Art der Pilze, von 8 Zoll bis 2 Fuß vergrößern, schloß er, daß die Entstehung der Ringe von einer Gruppe von Pilzen als einem Centralpunkte ausgehe, die zu ihrem Gedeihen den Boden, auf dem sie wachsen, im hohen Grade erschöpfen. Im folgenden Jahre sind die Pilze daher genöthigt, sich nach außen hin auszubreiten, um neuen kräftigen Boden zu erlangen, und so vergrößert sich der Kreis mehr und mehr. Die am Rande jährlich absterbenden Pilze geben dem Boden hier das in reichen Maaße wieder, was als Nahrung aus dem Centrum entnommen war, und daraus erklärt sich der üppige Wachs- thum des den Ring unmittelbar umschließenden Grases. Stick- stoff, wie er z. B. im Ammoniak enthalten ist, und Phosphor- säure, besonders an Alkalien und Erden gebunden, müssen im Boden vorhanden sein, wenn Pflanzen auf ihm gedeihen sollen. Hr. Dr. Döpping hat in den Schwämmen einen besonders großen Reichthum an Stickstoff und phosphorsauren Salzen aufgefunden und somit nachgewiesen, daß ihr Gedeihen die Erschöpfung des sie tragenden Bodens nach sich ziehen muß, als auch zugleich die hohe Dungkraft dieser verwesenden Kryptogamen ans Licht gestellt. So sahen wir den Causal- zusammenhang zwischen den Hengenringen und der Pilzvegetation mit aller Bestimmtheit und Klarheit so nachgewiesen, daß damit gleichzeitig die nicht selten hörbare Aeußerung außer Kraft gesetzt wird: „die Natur arbeitet nach ganz andern Ge- setzen, als die sind, welche der Chemiker in seinem Laboratorium

erkannt zu haben meint.“ Schloßberger hat vollkommen Recht, wenn er in der Aufschrift seiner Abhandlung sagt: „die Natur liefert das Experiment, mit welcher sie den Schlüssen des Naturforschers das Siegel der Wahrheit ausdrückt.“ Diese Bemerkung ist jetzt besonders von den Landwirthen zu beherzigen, in deren Betrieb die Chemie von Tag zu Tag an Einfluß gewinnt.

Die bei Entstehung der Hefenringe vorzugsweise als thätig beobachteten Schwämme sind folgende: *Agaricus campestris*, der Champignon; *Ag procerus*, *Ag tur-reus*, *Ag. oreades*, *Lycoperdon bovista*.“

Dr. H. Schenk.

4. Rügens Klima. — Obgleich Rügen dem Festlande so nahe liegt, hat es vermöge der großen Wasserflächen, welche sich überall als Meerbusen in die Insel hineinschieben und derselben eine so zerrissene Gestalt geben, ein vollkommen ausgebildetes Inselklima. Weder sind die Sommer so warm, noch die Winter so kalt als die des benachbarten, südlicher gelegenen Festlandes. Bei meinen häufigen Reisen nach Rügen von Neubrandenburg aus, ist es mir jedesmal aufgefallen, wie weit die Vegetation namentlich auf der Halbinsel Jasmund gegen die meiner nur um einen Breitengrad südlicher gelegenen Heimath, in ihrer Entwicklung zurückstand. Auf dem Continent rechnet man für einen höheren Breitengrad eine Verzögerung der Vegetation von durchschnittlich 4 Tagen (das Maximum, welches ich beobachtet habe, betrug etwa 8 Tage); Rügens Vegetation ist aber gegen die Neubrandenburger immer wenigstens um 14 Tage in Rückstand. Am meisten fällt dies auf, wenn man den Zustand der Reise

der verschiedenen Strauch- und Baumfrüchte, und den Entwicklungszustand der Gemüsepflanzen ins Auge faßt. Die kühleren Sommertemperatur erhellt daraus, daß edlere Obstarten, namentlich Weintrauben, auf Rügen selten oder gar nicht mehr zur Reife gelangen, während sie auf dem benachbarten Festlande noch recht gut gedeihen. Daß aber auch auf Rügen die Winter im Durchschnitt gemäßigter sind, möchte ich aus dem Umstande schließen, daß die Wallnußbäume, deren Cultur auf Rügen schon über 300 Jahre lang betrieben wird, dort so sehr zahlreich in den Dörfern vorkommen und ein so fröhliches Gedeihen haben, während sie bei Neu-Brandenburg im Winter nicht selten erfrieren. Dasselbe findet bei dem Epheu statt. Dieser, welcher sich schon in dem wärmeren Mittel-Deutschland in der üppigsten Pracht entfaltet, und fast alle Burgruinen mit seinem dunklen Laube und seinen kugelförmigen Blüthendolden schmückt, kommt in den kälteren deutschen Ostseeländern in Gärten und von Gebäuden geschützt, freilich noch ziemlich häufig zur Blüthe, im wilden Zustande, in Wäldern aber nur selten. In Pommern ist er nach Angabe der Floristen wild nie blühend gesehen worden; in Mecklenburg habe ich ihn an einem einzigen Orte (bei Neu-Brandenburg) in Blüthe gefunden; aus Holstein sind mir zwei Fundorte bekannt, und Dietrich führt aus dem Gebiete der *Flora Marchica* deren drei an. Bei meinem diesjährigen Aufenthalte in Krampas auf Zasmund wurden mir von Kindern Epheuzweige aus der Stubnitz gebracht, welche durch die Form ihrer Blätter zeigten, daß sie von blühenden Stämmen gepflückt seien. Schlechtes Wetter und Unwohlsein verhinderten mich leider diese Stämme selbst aufzusuchen. — Im Predigergarten zu Sagard auf Zasmund

befindet sich übrigens ein cultivirtes, blühendes, so riesenhafte Exemplar, wie ich es in anderen norddeutschen Gärten nie gesehen habe; der Stamm hält 1' im Durchmesser.

E. Boll.

5. Merkwürdiger Nebel auf Rügen. — Im Sommer des J. 1845 hielt ich mich, um das Seebad zu gebrauchen, in dem Dorfe Krampas auf Zasmund auf. Kein deutsches Ostseebad bietet dem Freunde der Natur einen so angenehmen Aufenthaltsort dar, als die beiden benachbarten Fischerdörfer Krampas und Sassnitz, welche jährlich von etwa 70 bis 80 Badegästen heimgesucht werden. Sie liegen an der großen Prorer-Wiek hart am Strande, dicht am Rande der Stubnitz, welche dem Meere sich hier bis auf wenige hundert Schritte nähert, und überdies an dem Anfange der großartigen, schroffen Kreideufer, welche von Sassnitz an sich eine Meile nach N. hin fortziehen, und dort in dem berühmten Stubenkamer ihre größte Höhe, aber auch zugleich ihr Ende erreichen. Wenn der Badegast auch in diesen einfachen Fischerdörfern auf alles Comfort verzichten muß, so findet er doch in der hier unter den Fremden herrschenden Geselligkeit, in dem Verkehr mit den einfachen, unverdorbenen Dorfbewohnern, vor allem aber in der ihn umgebenden herrlichen Natur einen so reichlichen Ersatz, daß er gewiß noch lange der hier verlebten Tage mit Vergnügen sich erinnern wird.

Am 30sten August unternahm ich des Nachmittags einen Spaziergang nach dem nahe bei Krampas belegenen Farrenberge. Die Luft war sehr warm und klar, und nachdem ich mich an der herrlichen Aussicht über die ganze Prorer Wiek,

die Granitz und das Jagdschloß erfreuet hatte, beschäftigte ich mich mit dem Auffuchen von Conchylien und Petrefacten, wobei ich dem Meere den Rücken zukehrte. Während meiner Nachforschungen erhob sich ein sehr kalter Wind, und als ich mich nach Beendigung derselben wieder dem Meere zuwendete, entfaltete sich vor meinen Blicken ein merkwürdiges Schauspiel. Etwa eine Meile vom Strande entfernt, rollte in der ganzen Breite der Bief ein sehr niedriges aber dichtgeballtes Nebelgetwölk mit sehr großer Schnelligkeit in der Richtung von N.D. nach S.W. gerade auf die Küste zu. Es glitt so unmittelbar über dem Wasserspiegel hin, wie der Pulverdampf von Schiffskanonen, wenn sie bei ruhigem Wetter abgefeuert werden. Die meilenlange vordere Linie des Nebels war ganz scharf abgeschnitten, und während vor derselben alle Gegenstände in ihrer vorigen Klarheit sichtbar waren, wurde die hinter ihm liegende Gegend vollkommen verhüllt. Durch sein rasches Vorschreiten ward mein Gesichtskreis sehr schnell verengt; bald hatte er das Ufer erreicht, und bedeckte nun auch das unmittelbar zu meinen Füßen liegende Krampas fast vollkommen. Als darauf seine weißen Streifen auch die Buchen des Farrenberges zu durchziehen begannen, trat ich den Rückweg nach meiner Wohnung an. — Die Temperatur des Meerwassers war etwa eine Stunde vor Eintritt des Nebels $+ 19^{\circ} c$, die der Luft noch weit höher. Die Luftschicht über dem Meerespiegel war also im Stande gewesen eine sehr bedeutende Menge von Wasserdünsten in sich aufzunehmen. Als nun der kalte nordöstliche Wind dicht über dem Wasserspiegel durch die untersten Luftschichten hinwegete, wurden die Dünste plötzlich condensirt, und bildeten das niedere, in der Richtung des Windes fortschreitende Nebel-

gewölk. — Leider habe ich nicht in Erfahrung bringen können, ob der Nebel in dieser Gestalt häufiger an der rügenschcn Küste bemerkt wird.

E. Boll.

6. Luftspiegelung. — An der deutschen Ostseeküste zeigt sich die *Fata Morgana* nicht eben sehr häufig, doch ist sie auch hier schon in sehr vollkommener Ausbildung gesehen worden. Im J. 1829 erblickte man von mehreren Gegenden der Halbinsel Jasmund das Luftbild einer großen Stadt, vielleicht Kopenhagens. (S. Sundine 1829. St. 33. S. 262 f.). — Ein anderes Beispiel berichtet Dr. C. in der Vossischen Zeitung vom J. 1846. „Am 30 Juli um 3½ Uhr des Morgens, meldet derselbe, wurde ich eine Viertelmeile vor Stralsund, von der merkwürdigen Erscheinung einer *Fata Morgana* überrascht. Die Stadt Stralsund zeigte sich am jenseitigen Ufer der Insel Rügen als ein prachtvolles Luftbild in dunkelblauer Farbe so klar, daß jedes Gebäude deutlich zu unterscheiden war. Namentlich war der Anblick der Marienkirche von überraschender Schönheit, indem die architektonischen Verhältnisse dieses Prachtbaues so scharf in allen Linien ausgesprochen waren, daß man sie für ein gelungenes Daguerreotypbild halten konnte. Der opalfarbene Hintergrund des östlichen Himmels umgoß das Zauberbild mit einem magischen Glanze, bis dasselbe vor der Sonne, welche wie eine geschmolzene Goldstufe dem Meere entstieg, allmählig verschwand.“

Ein drittes Beispiel theilte mir Hr. Baron A. v. Maltzan mit. Im August des J. 1846 sah derselbe zu Warnemünde sehr deutlich das Kirchdorf auf Fischland, welches gewöhnlich

nicht zu sehen ist; auch die gegenüber liegenden dänischen Inseln waren sichtbar mit Hügeln, Wald und Kirchdörfern. Es war sehr klares Wetter, und die Erscheinung soll sich an mehreren Tagen wiederholt haben.

E. Boll.

7. Meteorologisches aus den Jahren 1847 und 1848. — Der Winter von 1847 — 48 hat sich vor denen der vorausgehenden Jahre durch die große Anzahl seiner Nordlichter ausgezeichnet. In Neubrandenburg sind deren 6 beobachtet worden: am 23 und 24 Oct., am 17, 19 und 20 Dec. und am 21 Febr. Das am 17 Dec. wahrgenommene Nordlicht war ungeachtet des hellen Mondscheins sehr prachtvoll. — Eine ähnliche Störung, wie sie sich in dem vergangenen Winter durch diese vielen Nordlichter in dem tellurischen Magnetismus kund gab, hat sich in dem Frühlinge und Sommer dieses Jahres durch die häufigen Gewitter auch in der atmosphärischen Electricität gezeigt. Im J. 1842 entluden sich über Neubrandenburg 9 Gewitter, 1843 deren 14, in diesem Jahre haben wir in den ersten 8 Monaten schon 18 gehabt. Welche erbaulichen Betrachtungen würde man nicht vor hundert Jahren über diese beiden Erscheinungen, und ihre Beziehungen zu den politischen Gewittern, welche Europa jetzt durchziehen, angestellt haben! — Es möge mir erlaubt sein, hier noch eine kleine Bemerkung über die Gewitter im Allgemeinen anzuknüpfen. Jedem Bewohner des norddeutschen Flachlandes, welcher dieser Naturerscheinung nur einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird es bekannt sein, wie großen Einfluß Wasser- und Wiesenflächen auf den Zug der Gewitter ausüben. Wissenschaft-

liche Forscher scheinen dies Factum gar nicht beachtet zu haben, wenigstens finde ich in Arago's umfangreicher Abhandlung über diese Naturerscheinung ¹⁾ auch nicht ein einziges Wort über diesen Gegenstand gesagt. Es mag dies darin seinen Grund haben, daß dieser Einfluß in wenig anderen Ländern so deutlich hervortritt, als in dem überall von Wiesen- und Wasserflächen durchschnittenen Norddeutschland, wo Gebirge, welche anderswo dem Zuge der Gewitter eine mechanische Schranke entgegensetzen, gänzlich fehlen. Ungehindert könnten die Gewitter in gerader Richtung unser Land durchziehen, wenn sie nicht eben durch jene Flächen von derselben abgelenkt würden, welche ihnen für jede Dertlichkeit bestimmte, von den geraden oft sehr abweichende Bahnen vorzeichnen. Bei Neuen-Brandenburg z. B. ziehen sie in der Regel von S. W. herbei. Am südlichen Ende der Lieps angelangt, der Fortsetzung der Tollense, welche sich von der Stadt aus nach S. W. hin erstreckt, theilen sie sich; ein Zweig zieht nach D. hinter Stargard hinweg, ein anderer aber folgt in nördlicher Richtung dem Westufer der Tollense und des Wiesenthals, welches den Tollense-Fluß einfaßt, und nimmt seinen Zug auf die Stadt Treptow zu. Neuen-Brandenburg selbst, auf der östlichen Seite des Flußthales gelegen, bleibt in der Regel von den Gewittern verschont. Ist dieser letztere Zweig aber sehr stark, so pflegt er sich, wenn er bis zu dem Dorfe Broda, am nördlichen Ende des Tollense-Sees gelegen, gekommen ist, zu theilen. Ein Ast desselben bleibt dann in der gewöhnlichen Bahn, ein anderer aber wendet sich nordöstlich, zieht quer über das Thal des Tollense-Flusses an einer Stelle hinweg,

¹⁾ Arago Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde, übers. v. Grieb. Stuttgart bei Hoffmann. Bd. IV. S. 145 — 428.

wo dieses sehr schmal wird, streift den Nordrand der Stadt Neubrandenburg, und folgt dann dem Tazke-Thale aufwärts. Dieser Ast richtet in und nahe bei der Stadt den meisten Schaden an; derselbe trifft jedoch fast nur den nördlichen Stadttheil, und die außerhalb der Ringmauern belegene nächste Umgebung desselben, nämlich den langen Wall und die vor dem Friedländer Thore belegenen Scheunen. Auffallend ist es dabei, daß das Einschlagen des Blitzes gewöhnlich erst beim Abzuge des Gewitters erfolgt. — Nur ausnahmsweise kommen sie aus anderer Himmelsgegend, und pflegen dann sehr heftig zu sein. Zu den merkwürdigen meteorologischen Erscheinungen des gegenwärtigen Jahres gehört auch noch eine am 29 März beobachtete Feuerkugel. Die Rostfische Zeitung berichtet in der ersten Beilage zu No. 80 aus Oderberg vom 30 März über dieselbe Folgendes: „Referent beobachtete am gestrigen Abend bald nach 10 Uhr am nordöstlichen Himmel ein Meteor, wie er solches noch nie von solcher Schönheit gesehen hat: eine Feuerkugel, an scheinbarer Größe fast dem Vollmonde gleich, mit weißlich-blauem Lichte, welche die ganze Gegend auf einige Sekunden hell erleuchtete, und ihr ein zauberisches Ansehen verlieh. Sie kam zum Vorschein in der Gegend der „nördlichen Krone“, etwas unterhalb und südlich von derselben, bewegte sich mit mäßiger Schnelligkeit, fast horizontal, in der Richtung auf den Stern Deneb (*w*) im „Schwan“, während des Laufes immer größer werdend, und in einer sternlosen Gegend oberhalb der Wega in der „Leyer“ ohne hörbares Geräusch zerplatzend und in kleine Sternchen sich auflösend, welche sofort verschwanden. Der hinterlassene starke gelbe Streifen stand nach dem Verschwinden des Meteors noch in seiner ganzen Länge, und

verschwand nur sehr langsam von beiden Enden aus nach der Mitte zu, hier sich förmlich concentrirend, konnte ich mit unbewaffnetem Auge denselben noch ziemlich eine halbe Stunde beobachten zwischen einigen kleinen Sternen im Fuße des „Herkules.“ Diese letzte Erscheinung war mir die merkwürdigste und unerklärlichste, und wünschte ich wohl nähere Aufklärung darüber.“

Eben diese Feuerkugel ward auch in Neubrandenburg beobachtet, und ich verdanke den Herrn Stuhlmacher Buchholz und Secretär Gäth nähere Angaben über dieselbe, welche im Wesentlichen mit denen des Oderberger Referenten übereinstimmen. Die Höhe der am nordöstlichen Himmel in fast wagerechter Richtung sich fortbewegenden Feuerkugel schätzte Hr. B. auf etwa 45° über dem Horizonte; sie ward also in Neubrandenburg fast eben so hoch als in dem $6\frac{1}{2}$ M. östlicher gelegenen Oderberg gesehen, was auf eine sehr beträchtliche Entfernung derselben von der Erde schließen läßt. Der Lichtstreif, welchen die zerplatzende Kugel hinterlassen hatte, blieb an derselben Stelle des Himmels stehen, wo er zuerst gesehen war. Er zog sich langsam zusammen, nach der Oderberger Beobachtung nach seiner Mitte zu, nach der Neubrandenburger aber nach seinem nördlichen Ende zu; erstere Angabe, von einem geübteren Beobachter herrührend, ist wohl die zuverlässigere. Beide Berichte stimmen aber darin überein, daß die Lichtmasse an der Stelle, wohin sich der Streif zusammenzog, sich stark concentrirte und „eine größere unförmliche, dunkelröthliche Masse bildete“ (B.). Der Lichtstreif stand sehr lange am Himmel, und die ganze Erscheinung verschwand ohne Geräusch, wie sie auch ohne ein solches entstanden war. — Auch mir ist kein anderes Beispiel von einem so

langsamen Verschwinden des von einer Feuerkugel hinterlassenen Lichtstreifens bekannt. Derselbe kann nicht eine bloße optische Täuschung gewesen sein, wie man von den schnell verschwindenden Lichtstreifen der Feuerkugeln und Sternschnuppen annimmt, welche dadurch hervorgebracht wird, daß der Eindruck, den ein sich sehr schnell bewegender leuchtender Punkt auf die Netzhaut des Auges hervorbringt, von dieser auch noch einige Zeit nach seinem Verschwinden festgehalten wird: es muß vielmehr wirklich von der Feuerkugel während ihres Laufes eine beträchtliche Menge leuchtender Materie ausgeströmt sein.

Schließlich erwähne ich noch den heftigen Süd-Sturm, welcher am 9. Aug. dieses Jahres unsere Länder heimgesucht hat. Ich befand mich an jenem Tage auf Tasmund in Krampas und hatte daher Gelegenheit seine Wirkungen auf dem Lande und dem Meere zugleich in Augenschein zu nehmen. Sogleich bei seinem Beginne gegen 9 Uhr Morgens bemächtigte er sich der auf dem Swath liegenden Erbsen, kugelte sie zu großen Ballen zusammen, und rollte diese vor sich her durch Gersten- und Weizenfelder; um nur einiges von ihnen zu retten, war sogleich die ganze Dorfschaft auf den Beinen und beschwerte diese Ballen mit Brettern, Stangen und Eggen. Noch größeren Schaden richtete er in dem noch auf den Halmen stehenden Weizen, Hafer und Gerste an: die Aehren wurden so sehr vom Winde zerschlagen, daß sie durchschnittlich wohl kaum die Hälfte ihrer Körner behalten haben, ja einige Felder habe ich gesehen, wo die Aehren so gänzlich vernichtet waren, daß es ausah als wären sie mit der Scheere von den Halmen hinweggeschnitten. Das einzige Schutzmittel, welches den Landleuten gegen diese Zerstörung

übrig blieb und auch fleißig angewendet wurde, war, während des Sturmes das Getreide mähen zu lassen. Das Laub der Gebüſche und Bäume wurde an der Windſeite ſo zerſchlagen, daß es am folgenden Tage ſo braun war, als hätte es vom Froſte gelitten. Bäume wurden in meiner Nähe nicht entwurzelt; dieß iſt aber, wie ich einige Tage ſpäter ſah, in anderen Theilen Rügens ſo wie in Vorpommern, ſehr vielfach geſchehen. Auch Strohdächer wurden zerſtört und Windmühlenflügel abgebrochen. — Prachtvoll ſah die vom Sturme bewegte Oſtſee aus! Der Schaum der Wellen ward vom Winde in die Luft getrieben und hüllte den ganzen Meereshorizont in einen dichten Nebelſchleier. Die Wogen, welche etwa 10' weiter wie gewöhnlich auf den ſanftanſteigenden Strand heraufrollten, erhoben ſich an der Küſte, ſo weit ich ihre Höhe genauer beurtheilen konnte, nicht über 4 bis 5'. Gegen Abend legte ſich der Sturm.

E. Boll.

8. *Peloria anectaria*. — Im Herbſt des J. 1816 fand ich bei Schwerin an der Wiſmarschen Landſtraße die unter dem Namen *Peloria anectaria* bekannte Monſtroſität der *Linaria vulgaris*. Sie wuchs am öſtlichen Abhange der Straße, wo dieſe aufgeſchüttet war, und zwar auf einem Flächenraume von 2 bis 3 □ Ruthen. Auf dieſem Raume war auch nicht eine einzige normal ausgebildete *Linaria vulgaris* zu finden, ſondern alle hatten die Pelorienbildung, während rund umher auf dem Acker die normale *Linaria* häufig ſtand. Die Krone der *Peloria* iſt beinahe regelmäßig und pentandriſch. Ich beſuchte den Fundort häufiger um zu ſehn, wie ſie ſich beim Abblühen verhielte; ſie ver-

trocknete, ohne daß ich Samen finden konnte. — Im Herbst 1847 suchte ich dieselbe Stelle wieder auf und fand wirklich reife Samenkörner, obgleich überall, wo ich über diesen Gegenstand nachgelesen habe, die Möglichkeit hiervon gelugnet wird.

Dr. A. Brückner.

9. Anzeige für Mecklenburgs Entomologen
Auf meine Veranstaltung sind jetzt in Schwerin in der Parfümeriehandlung der Gebrüder Cohen die so berühmten Insectennadeln des Hrn. Klüger in Berlin in allen Größen vorrätzig, und ich bin gerne erbötig Bestellungen derselben für Entomologen zu vermitteln.

Dr. H. Schenk.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Archiv der Freunde des Vereins Naturgeschichte in Mecklenburg](#)

Jahr/Year: 1848

Band/Volume: [2_1848](#)

Autor(en)/Author(s): Boll Ernst Friedrich August, Brückner Anke, Schenck H.

Artikel/Article: [9. Miscellen 105-125](#)

